

Beiden hohen Hoffnungen (übrigens ein klassisches Beispiel dafür, wie eine Rolle die Hofdamen in Preußen-Deutschlands Politik spielt), nicht erfolgt wäre. Aber dann hätten die 34 für die verhasste Steuer gestimmt, weil sie es nicht für rätlich hielten, die konservative Partei dem vereinten Druck der Wählerschaft und der Regierung auszuweichen. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Tage Bülow's gezählt waren, fiel dieser Grund für sie fort.

Diese oberflächliche Auffassung und die lobdringende Darstellung, sowie der dahinbummelnde Stil, der an schlechte Zeitungsartikel gemahnt, stellen das Buch Martins auf ein ziemlich niedriges Niveau. Indessen findet sich einiges brauchbare Material darin, dessen Herausfinden aus dem Wust sich lohnt. Martin hat Verbindungen in der höheren Bürokratie und hört mancherlei; neben gleichgültigem Personalratsch findet man da so nebenbei einen von Herbert Bismarck überlieferten Ausspruch seines Vaters, der auf die jetzige Situation paßt wie angegossen. Der alte Bismarck hat danach 1894, einige Zeit vor dem Sturz Caprivis, gesagt:

Caprivi ist nicht der Schlimmste. Wenn erst einmal ein richtiger preussischer Bureaucrat Reichskanzler werden sollte, dann wird dies den Ruin des Deutschen Reichs bedeuten.

Sehr richtig bemerkt Martin dazu: „Heute ist ein richtiger preussischer Bureaucrat Reichskanzler. Und wenn Bethmann-Hollweg's Kanzlerschaft auch bald durch seine vollkommene Unfähigkeit ein Ende finden wird, so besteht doch keine Garantie, daß sein Nachfolger nicht ebenfalls ein richtiger preussischer Bureaucrat ist.“ Weissen diese vollkommene Unfähigkeit indessen fähig ist, das sagt Martin an einer andern Stelle, wo es heißt: „Trotz der Fortschritte der Sozialdemokratie bei den Nachwahlen dürfte Herr von Bethmann-Hollweg seine Versuche, die Bundesstaaten und das Zentrum für eine Veränderung des Reichstagswahlrechts zu gewinnen, nach den bisherigen Mißerfolgen kaum wieder aufnehmen, bevor die rote Flut das Land überschwemmt hat. Sollte Bethmann-Hollweg die kommenden allgemeinen Reichstagswahlen noch überdauern, so wird er wahrscheinlich den Versuch einer Veränderung des Reichstagswahlrechts, erneuern.“ Im weiteren meint Martin dann, daß der Plan wegen der Zusammenfassung des Reichstags ohne Auflösung des Parlaments nicht durchführbar sei. (Er nimmt dabei an, daß das Zentrum auch künftig für eine Wahlrechtsverschlechterung nicht zu haben sein werde, was angesichts der Unberechenbarkeit der Zentrumspolitik sehr optimistisch gedacht ist.) Bethmann-Hollweg werde daher den neuen Reichstag auflösen und angesichts der Wahlsparole sei dann zu erwarten, daß er „noch roter“ werde.

Die Zukunftsspekulationen, die Martin hier entwickelt, können wir auf sich beruhen lassen. Wesentlich aber ist für die Arbeiterklasse die Bestätigung, daß in den Kreisen der Herrschenden mit dem Plan eines Wahlrechtsraubes umgegangen wird, daß der Plan sich sogar schon einmal zu Bemühungen des Reichskanzlers ausgewachsen hat. Sie sind vorerst erfolglos geblieben, aber sie können alle Tage wiederkehren und es ist nicht gesagt, daß sie auch dann schon im vorberreitenden Stadium mißglücken. So zeigt auch diese Stelle des Buchs wie der ganze politische Abschnitt der Schrift Martins, daß das Klassenbewußte Proletariat auf harte Kämpfe gefaßt sein muß, und nicht bloß auf parlamentarische und Wahlkämpfe, daß es daher mit allen Kräften nicht nur seine Wahlkräftigung, sondern sein ganzes Waffenarsenal auf der Höhe der Zeit halten muß.

Die Retter der Ordnung.

Merkwürdige Stützen der Ordnung sehen wir in der letzten Zeit aufstehen. In Moabit machten die offiziellen Ordnungshüter mehrere Tage die Straßen unsicher, mißhandelten und töteten nach Willkür friedliche, dort wohnende Bürger, schonten auch Frauen und Kinder nicht, so daß es sahien, als ob blindwütige Wilde in die Stadt eingedrungen seien. Zugleich erzählte der Streikbrecheragent Hinge einem Journalisten von den Praktiken seiner Streikbrechertruppe, die, obgleich aus dem gefährlichsten und brutalsten Gefindel bestehend, unter dem Schutze der

Polizei und der Zustimmung der herrschenden Klassen mit Revolvern und Knütteln gegen die organisierten Arbeiter vorgehen darf. Diese Erscheinungen sind indes weder neu, noch sind sie auf das heutige Preußen beschränkt. Schon vor einem halben Jahrhundert schrieb Marx in seiner Schrift: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte über die Rolle der Dejemberbände: „Der Auswurf der bürgerlichen Gesellschaft bildet schließlich die heilige Balance der Ordnung.“ In Amerika, dem Lande der Trusts und der Intertons, sehen wir bei jedem großen Streik, wie Verbrecher und Hooligans herbeigeschafft und als Geheimpolizisten eingeschworen und bewaffnet werden, mit dem Rechte, strafflos die Streikenden und die ruhigen Bürger niederzuknallen oder die Knochen zu zerschmettern. Und in Frankreich wurden vor einigen Tagen in einem Erlaß Millerands die arbeitswilligen Eisenbahner aufgefordert, sich zu bewaffnen, um gegen Angriffe der Streikenden geschützt zu sein, denn der Staat sei nicht imstande, sie zu schützen.

Was muß das wohl für eine besondere „Ordnung“ sein, die durch diese Sorte Ordnungshüter und mit solchen Mitteln gerettet werden muß? In der Tat ist die kapitalistische Ordnung eine sehr besondere. Wenn die herrschenden Klassen und ihre Organe in bewegten Worten von der Notwendigkeit der Ordnung reden, appellieren sie an die unklare Empfindung des gewöhnlichen Menschen, für den Ordnung das Gegenteil von Raub, Lebensgefahr, Mord und Diebstahl bedeutet. Natürlich: Ordnung muß sein, Unordnung muß nicht sein. Wir müssen ohne Gefahr des Lebens und der Sicherheit unserer Berufsarbeit nachgehen, unsre Geschäfte besorgen und miteinander verkehren können. Der Staat, und unter seinen Organen namentlich die Polizei, hat dafür zu sorgen, daß diese Ordnung herrscht.

Damit ist aber bloß die äußere Form der Ordnung angegeben: ihr Wesen liegt tiefer. Ordnung herrscht nach kapitalistischen Begriffen, wenn alle Räder sich drehen, wenn die Eisenbahnen und die Wagen laufen, wenn die Kinder zur bestimmten Zeit in die Schule und die Arbeiter in die Fabrik gehen, wenn die Arbeiter arbeiten, die Ladenbesitzer verkaufen, die Kapitalisten Geschäfte machen, wenn, mit einem Wort, die ganze Produktion ungehindert ihren Fortgang nimmt. Diese Produktion ist die Grundlage, ihr ungehindertes Fortgehen ein notwendiges Bedürfnis des ganzen gesellschaftlichen Lebens. Daher ist es jedem mehr oder weniger klar bewußt, daß Ordnung etwas mehr und wichtigeres bedeutet als Abwesenheit von Raub auf der Straße. Daher betrachtet die Bourgeoisie jeden Streik, namentlich jeden großen Streik, mag die äußere Ordnung noch so musterhaft sein, als eine Störung der Ordnung.

Und sie hat insoweit recht, als sie noch ein ganz besonderes Interesse an der Erhaltung dieser Ordnung hat. Denn die Produktion ist unter dem Kapitalismus zugleich Ausbeutung. Die Produktion von Gebrauchswerten ist hier mit der Produktion von Mehrwert unlösbar und notwendig verknüpft. Aus diesem Grunde ist der Bourgeois ein Fanatiker der Ordnung. Ordnung bedeutet für ihn, daß die Ausbeutung ungehindert vorstatten geht, Unordnung, daß die Ausbeutung in irgendeiner Weise gehemmt oder unterbrochen wird. Daraus erklären sich auch die Widersprüche, worin der Bourgeois mit seiner Ordnungsliebe gerät. Weil ihm die Ausbeutung das höchste Ziel, die Produktion nur Mittel zum Ziel ist, scheut er sich nicht, durch große Aussperrungen die Produktion lahmzulegen, obgleich er einen großen Streik als Attentat auf die Ordnung verschreit. Denn die Aussperrung soll eben dazu dienen, die Ordnung wieder zu festigen, nämlich die Arbeiter zur Unterwürfigkeit zu zwingen. Weil die äußere Ordnung, die Sicherheit des Lebens, nur ein Mittel ist, das unter normalen Verhältnissen für die Produktion von Mehrwert notwendig ist, aber diesem Ziel untergeordnet bleibt, wird erst die tiefere Wahrheit verständlich, daß das Erschrecken von Streikenden und das sinnlose Wüten der Polizei unter der Moabit Bevölkerung in der Tat im Interesse der „Ordnung“ stattfand. Wer sich bei dem Worte „Ordnung“ nicht mehr durch den äußeren sentimentalischen Schein blenden läßt, sondern begreift, was es dem inneren Wesen nach bedeutet, der versteht auch, weshalb 1871 die mordende Soldateska von Mac Mahon und jetzt die Kadaverkarre von Hinge, die sich nach der Aussage ihres Führers nur durch die verlockende Aussicht, strafflos andre

mißhandeln zu dürfen, anwerben ließ, die Retter der heiligen Ordnung bilden.

Dafür kann umgekehrt die Praxis dieser Ordnungshüter nur dahin wirken, die weitesten Volksschichten über das Wesen der bürgerlichen Ordnung aufzuklären. Daß sie nur mit solchen Elementen aufrecht zu erhalten ist, zeigt, wie verfaul sie schon innerlich ist. Als die bürgerliche Ordnung noch die einzig mögliche war, mußte die Aufhebung der Ausbeuteten, sollte sie irgendwie wirksam sein, tatsächlich die Form der Unordnung annehmen. Damals stelen äußere Form und inneres Wesen der Ordnung eng zusammen. Aber seitdem hat die wirtschaftliche Entwicklung die bürgerliche Ordnung immer mehr zu einer unhaltbaren, veralteten Form gemacht. Wachsende Proletariatsmassen kämpfen für eine neue Ordnung, die nicht mehr, wie die alte, Unsicherheit der Existenz, Arbeitslosigkeit, Hunger, Verbrechen, Menschenmord und gewaltsame Unterdrückung als notwendige Bestandteile in sich schließt. Gegen diese neue emporkommende Ordnung kann die alte nur noch als Unordnung, als Barbarei erscheinen. Daher ist es kein Wunder, daß sie in dem Kampfe gegen das revolutionäre Proletariat zu allen Mitteln der Barbarei greifen muß. Weil die arbeitende Volksmasse daran geht, durch Beseitigung der kleinen Gruppe ausbeutender Parasiten eine wirklich geordnete Gesellschaft herzustellen, greift diese Gruppe zu dem parasitischen Lumpenproletariat, zu dem Abhub der Gesellschaft und bestell sie zu Rettern der Ordnung, das heißt: ihrer Ordnung.

Diese Erscheinung hat auch für die Zukunft eine Bedeutung. Bis jetzt spielten hier die Ordnungstrotter aus den Reihen nur in den ökonomischen Kämpfen, als Streikbrecher, eine Rolle. Auf politischem Gebiet konnten sie sich nicht zeigen, da diesen Kadaverbübern die Handhabung politischer Rechte viel zu hoch geht. Sobald aber das Proletariat einen ersten Kampf um seine politischen Grundrechte führen muß und dabei zu revolutionären Mitteln greifen wird, werden sie auch dabei sein. Die russische Revolution hat uns das Lumpenproletariat als politischen Faktor in den Händen der Reaktionen gezeigt; als Schwarzhunderte haben sie dort bedeutend zur Schwächung der Revolution beigetragen. Wo die Arbeitermassen kräftig aufstreten, verfechten sie sich in ihren Löhnen; sobald aber diese Massen nicht mehr ihre volle Macht entfalten, treten sie hervor und meckeln in Pogroms die kleineren und vereinzelt Trupps, die Intelligenz und die Juden nieder.

Wir müssen damit rechnen, daß auch in Westeuropa diese Elemente noch eine politische Rolle spielen werden. Für die herrschende Klasse besteht aller Anlaß, sie neben ihren eigentlichen Machtfaktoren, Polizei und Militär, zu verwenden. Denn diese bewaffnete Macht besitzt immer noch eine gewisse Autorität, als offizielle Vertreterin der gesetzlichen Macht, wodurch sie nicht zu allem brauchbar ist, soll diese Autorität nicht sofort flöten gehen. Polizisten und Soldaten sind als Uniformierte kenntlich, und was sie gegen die Volksmasse unternehmen, kommt auf Rechnung der Regierung und kann gegen diese eine gewaltige Exzitation wachrufen. Daher wird dann die herrschende Klasse mit Freude das Streikbrechergesinde zu Ordnungstrottern bestellen. Was diese an Mordtaten gegen die organisierten Arbeiter verüben, wird auf Rechnung persönlicher und zufälliger Exzesse geschoben. Sie erwecken den Anschein, als ob ein Teil der Volksmasse sich gegen den andern Teil wendet. Wegen ihrer Unverantwortlichkeit und ihrer verbrecherischen Strupflosigkeit werden die Schwarzhunderte zu den gefuchtesten Helfern der Reaktion im Kampfe gegen die Revolution werden.

Natürlich wird das Resultat dadurch nicht anders. Deutschland ist nicht Rußland, und vor dem festen Tritt der Arbeitermillionen wird dieses Gefindel wie Spreu zerrieben. Sie werden den revolutionären Kampf bloß grausamer und opferreicher machen. Aber gerade dadurch, daß diese Elemente dann als Retter und Hüter der bürgerlichen Ordnung auftreten, wird jene Ordnung selbst für die friedlichen Bürger zu einem unerträglichen Zustand werden. Und dann wird schließlich das organisierte Proletariat als wirklicher Retter der Ordnung, als die einzige Macht erscheinen, die die Gesellschaft aus dieser Anarchie zu einer wirklichen Ordnung emporheben kann.

Denn er werde begreifen, daß man etwas auf sich halten müsse. Und man möchte doch wissen — versteht's, Herr Navratil! — in was für eine Familie die Tochter da hineinheiraten solle.

Kaver Navratil wurde verlegen. Sozialist sei er nicht. Aber Austunz über ihn könne niemand erteilen. Er habe keine Eltern mehr.

Aber doch gewiß einen Vetter oder einen Onkel oder sonst wen Gefreundeten?

Nein. Er wisse von niemandem.

Das sei rein unmöglich! Oder ob es in dieser merkwürdigen Familie immer nur einzige Kibbel gegeben habe?

Der Freier fühlte sich in die Enge getrieben. Er gestand, er sei darüber nicht unterrichtet. Er sei magistratisches Kostkind.

„San . . . So . . .“ machte Herr Mayer unendlich gedehnt, und versank wieder in sein unheimliches Brüten. Er rieb sehr emsig die Hände ineinander, und der Navratil fühlte: alle seine Hoffnungen wurden dazwischen zerrieben. Navratil gebudete sich ein gutes Weibchen. Endlich fragte er sehr verschüchtert, was er wohl hoffen dürfe?

„San . . .“ Man ahnt gar nicht, was für eine Länge drei Buchstaben haben können.

Navratil erhob sich: „Also, Herr von Mayer.“

„Also“ — Herr Mayer brach los. „Da haben S' Ihner Grüngeweg. Und sein S' froh, wenn ich's Ihnen net zum Fenster hinaus wirf.“

„Ja, warum denn?“

„Er fragt a gar noch. So eine Frechheit! Navratil heißt er und überdem noch Kaver, wie sonst gewiß kein Christenmensch. A Tischlergeßell' is er und a Kostkind. Und a Mayerische Tochter möcht' er. Kon' schlechten Gusto hätten S' net!“ Sein ganzer Hochmut brach auf.

Aber man solle doch vielleicht die Fräulein Kosi fragen. Er könne doch nichts für seine Eltern. Und er sei gewiß ein ordentlicher Mensch.

„It schon gut! Das könne ein jeder sagen. Ein ordentlicher Mensch handelt nicht, hinterm Rücken von die Eltern mit einem Mädel an, das überdem noch so dumm ist, daß es alles glaubt. Und dö's gibt's net, ewig net. Und das Mädel habe das Maul zu halten. Anders wär's gar aus! Und man werde eben in Zukunft besser aufpassen.“ „Hörst, Alte? Daß du mir ' net aus den Augen laßt! Und behüt' Ihnen Gott und beehren Sie wem andern, Herr von Navratil.“

„Es war wohl net das Richtige,“ sagte die Mutter hernach zur weinenden Kosi.

„Er ist's! Er ist's!“ schluchzte das Mädchen, „und ich stirb ohne ihn.“

„Es stirbt sich leider Gottes net so geschwind.“ Das war so merkwürdig hart und kam so trostlos. „Und der Vater leidet's halt net.“

„Mutter! Bitten S' ihn für mich.“

„Es nußt nix. Und den Mann bitt' ich um nix nie mehr.“

Am Abend trafen sich die beiden für ein Weibchen. Kaver Navratil war sehr getränkt, und es kostete keine geringe Mühe, ihn nur einigermaßen zu befähigen.

„Ich hab's gewußt. Ich hab' dich immer gehalten. Sie leiden's net,“ jammerte sie.

„Ja, und was bleibt mir nun über? Ich geh' in die weite Welt.“

„Dös tu mir net an. Dös net,“ bat die Kosi. Ob er vielleicht zusehen solle, wie man sie einem andern verkuppelt?

„Ich nimn kein' andern. Ich warte, bis ich steinalt und kleinwunzig werd'. Gewiß und bei meiner armen Seel', Kaverl.“

„Ja, und das Herumziehen habe doch gewiß keinen Zweck. Und er halte es nicht mehr länger aus.“ „Denn wenn man eins so recht lieb hat, weißt, Kosi . . .“

„Und der Vater werde sicherlich niemals nachgeben.“ Sie schrie betnahe und warf sich dem Gesellen an den Hals.

Er hielt sie eng an sich. Immer enger: „Da müßt' man ein' Tatbestand schaffen, Kosi,“ flüsterte er ihr ins Ohr.

„Ein' Tatbestand?“ Sie begriff nicht gleich.

„Nhm gestiel das Wort überaus. „Ein' Tatbestand, weißt,“ erläuterte er, „halt — ein' Tatbestand, daß sie net mehr nein sagen können.“

Sie wurde glührot, und verhielt ihm den Mund.

„Ein' Tatbestand, weißt.“ Das kam so sehr schwül, daß sie die Augen schloß und ganz schwach hauchte: „Dös tu' ich net.“

„Kosi!“ Sie schüttelte den Kopf. Aber durch die geschlossenen Lider hindurch meinte sie zu fühlen, wie sie der Blick des Navratil fenge und verzehre, ohne daß sie sich wehren konnte.

„Ja, bin gar nie allein,“ flüsterte sie.

„Kosi, ein' Tatbestand! Sonst nußt uns nix.“ Sie blieb an ihn gelehnt. Ganz willenlos und vergeblich. „Wenn aber was geschieht, Kaver!“

„Wär' recht. Nachher können I net mehr darcin reden.“

Mit einer sehr weichen Bewegung, schmeichelnd wie ein Kästchen, fuhr sie ihm übers Gesicht. Sie hob die Augen und nickte sehr verschämt. Und dann: „Sie werden bald auf ein' Heurigen gehn. Und wenn I auf ein' Heurigen gehn, so tu' ich net mit. Und net wahr, Kaverl, und du schwörst mir's: du wirst net vergessen, wie deine Mutter gestorben ist . . .“

(Fortsetzung folgt.)